



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

2.



ehr charakteristisch für die Denkart des Königs ist ein Brief von ihm aus der Konfliktzeit, der von Schneider zufällig aufgefunden und hier zum ersten male veröffentlicht worden ist. Der Oberstleutnant von Vincke auf Olbendorf hatte 1863 zum Neujahrstage ein Schreiben mit warmen Glückwünschen an den König gerichtet, dabei aber zum Schlusse gesagt:

Mit schwererem Herzen als je sehe ich in die Zukunft. Eure Königliche Majestät wage ich nicht weiter mit meinen Ansichten zu belästigen, weil ich doch die Allerhöchste Zustimmung nicht finden würde. Nur eins kann ich nicht unterlassen auszusprechen, weil es meinerseits eine Untreue gegen Eure Majestät sein würde, wenn ich es hier verschwiege: ich fürchte, Eure Majestät sind über die Stimmung des bei weitem größten Theils des Volkes getäuscht. Das Volk hängt treu an Eurer Majestät, aber es hält auch fest an dem Rechte, welches ihm der Artikel 99 der Verfassung unzweideutig gewährt. Möge Gott die unglücklichen Folgen eines großen Mißverständnisses in Gnaden abwenden. In tiefster Ehrfurcht ersterbend u. s. w.

Der König antwortete darauf am 2. Januar:

Für Ihre freundlichen Glückwünsche beim Jahreswechsel danke Ich Ihnen bestens. Daß der Blick in das neue Jahr nicht freundlich ist, bedarf keines Beweises. Daß aber auch Sie in das Horn stoßen, daß Ich nicht die Stimmung des bei weitem größten Theils des Volkes kenne, ist Mir unbegreiflich, und Sie müssen Meine Antworten an die vielen Loyalitätsdeputationen nicht gelesen haben. Immer und immer habe Ich es wiederholt, daß Mein Vertrauen zu Meinem Volke unerschütteret sei, weil Ich wußte, daß es Mir vertraue; aber diejenigen, welche Mir die Liebe und das Vertrauen desselben rauben wollten, die verdamme Ich, weil ihre Pläne nur ausführbar sind, wenn dieses Vertrauen erschütteret wird.

Grenzboten III. 1888.

67

Und daß zu diesem Zwecke jenen alle Wege recht sind, weiß die ganze Welt, denn nur Lüge und Trug und Lug kann ihre Pläne zur Reife bringen.

Sie sagen ferner: Daß Volk verlange die Ausführung des § 99 der Verfassung. Ich möchte wohl wissen, wie viele Menschen im Volke den § 99 kennen oder ihn je haben nennen hören!!! Das ist aber einerlei und thut nichts zur Sache, da für die Regierung der § existirt und befolgt werden muß. Wer hat denn aber die Ausführung des Paragraphen unmöglich gemacht?? Habe Ich nicht vor der Winter- zur Sommeression die KonzeSSION von vier Millionen gemacht und danach das Militärbudget — leider! — modifizirt? Habe Ich nicht mehrere andre KonzeSSIONen — leider! — gemacht, um das Entgegenkommen der Regierung dem neuen Hause zu beweisen? Und was ist die Folge gewesen?? Daß das Abgeordnetenhaus gethan hat, als hätte Ich nichts gethan, um entgegen zu kommen, um nur immer neue KonzeSSIONen zu erlangen, die zuletzt dahin führen sollten, daß die Regierung unmöglich würde. Wer einen solchen Gebrauch von seinem Rechte macht, das heißt, das Budget so reduzirt, daß alles im Staate aufhört, der gehört ins Tollhaus! Wo steht es in der Verfassung, daß nur die Regierung KonzeSSIONen machen soll und die Abgeordneten niemals??? Nachdem ich die meinigen in unerhörter Ausdehnung gemacht hatte, war es am Abgeordnetenhause, die seinigen zu machen. Dies aber wollte es unter keiner Bedingung, und die sogenannte Episode bewies wohl mehr wie sonnenklar, daß uns eine Falle nach der andern gelegt werden sollte, in welche sogar Ihr Vetter Patow und Schwerin fielen durch die Schlechtigkeit des Bockum-Dolffs. 234 000 Thaler sollten noch pro 1862 abgesetzt werden, um das Budget annehmen zu können, während der Kern der Frage erst 1863 zur Sprache kommen sollte. Dies lag gedruckt vor, und als ich auch darauf eingehe, erklärt nun erst B.-D., daß ihrerseits, d. h. seitens seiner politischen Freunde, dies Eingehen nur angenommen werden könne, wenn sofort in der Kommission die Zusage und andern Tags im Plenum das Gesetz einer zweijährigen Dienstzeit eingebracht werde. Und als ich darauf nicht eingehe, verhöhnt uns B.-D. durch seine Presse! „nun sollte man sich die Unverschämtheit der Regierung denken, dem Hause zuzumuten, um 234 000 Thaler Frieden anzubieten.“ Und doch lag nur ein Anerbieten seitens des Hauses vor! Ist jemals eine größere Infamie ausgeführt worden, um die Regierung zu verunglimpfen und das Volk zu verwirren?

Das Abgeordnetenhaus hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht und das Budget reduzirt. Das Herrenhaus hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht und das reduzirte Budget en bloc verworfen. Was schreibt die Verfassung in einem solchen Falle vor? Nichts! — Da, wie oben gezeigt, das Abgeordnetenhaus sein Recht zur Vernichtung der Armee und des Landes benutzte, so mußte Ich wegen jenes „Nichts“ suppliren und als guter Hausvater das Haus weiterführen und spätere Rechenschaft geben. Wer hat also den § 99 unmöglich gemacht??? Ich wahrlich nicht!

Wilhelm.

In der That, ein hochinteressantes Aktenstück, für dessen Veröffentlichung die Biographen des Kaisers dem Sammler dieser Materialien, der sich die Erlaubnis verschaffte, es in seine Mappe aufzunehmen und später drucken zu lassen, großen Dank schuldig sind.

Als 1866 der Krieg mit Oesterreich und seinen Verbündeten bevorstand, scheint der König anfangs nichts weniger als einen so raschen Erfolg, wie er

ihn später errang, erwartet, vielmehr an einen Rückzug der preussischen Armee und an eine Verteidigungsschlacht derselben gegen die bis in die Mark vorgehenden Feinde, ja sogar an die Möglichkeit des Eindringens der Feinde in Berlin gedacht zu haben. Als Schneider ihn fragte, ob er den Feldzug mitmachen dürfe und in welcher Weise dies geschehen solle, erhielt er die Antwort: „Wozu? Sie werden doch von Potsdam nach Großbeeren hinüberreiten können.“ Der König sah also damals die Österreicher aus Böhmen durch Sachsen und die Lausitz vormarschieren und die Preußen vor ihnen bis vier Meilen vor der Hauptstadt zurückweichen; er sah den Feldzug mit der Defensiv beginnend, einer Kampfweise, die der preussischen Armee noch niemals günstig gewesen ist. „Ungefähr eine Woche vor dem Abgange des großen Hauptquartiers — erzählt Schneider — bemerkte ich in der Bibliothek eine große Kiste aus starkem Holze und nichts weniger als elegant gebaut, mit Eisenblech beschlagen und in Form und Umfang einer Marktkiste ähnlich. Ich erkundigte mich bei dem Kammerdiener, was sie an dieser Stelle zu bedeuten habe, und hörte, daß der König schon wiederholt allerlei Papiere da hinein gepackt habe. Er traf also Vorsorge für den Fall, daß ihm das launenhafte Glück der Schlachten den Rücken kehre; denn wahrscheinlich waren seine wichtigsten Papiere in der Kiste, die bei ihrem unscheinbaren Aussehen leicht beiseite gebracht werden konnte. Er war aber seinem ganzen Charakter nach fern von Selbstüberhebung und Geringschätzung anderer und er hatte in seiner Jugend erfahren, was es heißt, wenn eine Königsfamilie sich zur Flucht gezwungen sieht.“ Bald jedoch änderte sich diese Stimmung. Als Schneider am 14. Juni beim Könige war, äußerte dieser, der soeben die Nachricht erhalten hatte, daß der Bundestag feindliche Beschlüsse gegen Preußen gefaßt habe, daß die Österreicher aus Schleswig-Holstein abgezogen und daß die Konzentration der ersten und der Elbarmee ausgeführt worden sei: „Ich gehe einen Tag nach der Kriegserklärung ins Hauptquartier ab. Die Herren werden sich wundern, wenn sie mich anzugreifen denken. Wir sind fertig und sie nicht.“ — „Also geht es nun nicht nach Großbeeren?“ — „O nein.“ Als am 29. das Telegramm über den Sieg der Armee des Kronprinzen bei Skalitz eingelaufen war und Schneider es dem Könige vorgelesen hatte, war dieser hocherfreut und sagte: „Mein Sohn ist glücklicher als ich in meinen jungen Jahren. Mir war ein solches Kommando und ein solcher Erfolg nicht beschieden.“ Dann aber fügte er hinzu: „Das geht ja im Anfange alles zu gut; wenn es nur so weiter geht. Wir sind noch lange nicht über den Berg.“ Dann folgte er auf den über die Tische des Arbeitszimmers ausgebreiteten Karten den Bewegungen der Truppen. „Es war — berichtet Schneider — wunderschönes Wetter, die Fenster standen offen, und ich sah drüben am Denkmale Friedrichs des Großen meine Frau, welche aus Potsdam mit nach Berlin gekommen war, um den König vor seinem Abgange zur Armee, wenigstens aus der Ferne, noch einmal zu sehen. Ich winkte ihr, etwas mehr auf die

Seite zu treten, weil sie dann den König über seinen Karten bemerken konnte. Meine Bewegung mußte gesehen worden sein, denn der König blickte mich befreundet an. Als ich ihm aber erklärte, weshalb meine Frau dort war, trat er an das Fenster, rief sie herbei, lehnte sich weit hinaus und sagte: „Gute Nachrichten! Mein Sohn hat einen glänzenden Sieg erfochten. Soll alles gleich bekannt gemacht werden. Geht alles nach Wunsch. Hoffentlich bringe ich Ihnen Ihren Mann gesund wieder.“

Aus den Tagen des böhmischen Feldzuges, an dem Schneider als Berichtserstatter teilnahm, teilen wir noch folgende für den Charakter des Königs sprechende Äußerungen mit. Am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz sagte der König zu ihm: „Berichten Sie nur Thatfachen. Keine Bemerkungen, namentlich nichts, was den Feind erniedrigen könnte. Auch was Sie von unsern Verlusten erfahren, geben Sie nur in Zahlen, keine Namen. Die können später kommen und kommen doch immer noch zu früh.“ Schneider fragte: „Darf ich mir noch eine Notiz erbitten? Eure Majestät sind mehrmals im Granatfeuer gewesen. Wo war das? Das muß die Armee am Main wissen.“ Er bekam die Antwort: „Im Granatfeuer? Daß ich nicht wüßte! In einer so ausgedehnten Schlacht fallen überall Granaten. Wie ich auf dem Hügel von Sadowa über die Chaussee ritt, sah ich wohl einige fallen, und nachmittags bei dem Reitergefecht [bei Strefelitz] schlugen auch Granaten um uns her ein. Das versteht sich aber ja ganz von selbst und braucht nicht besonders beschrieben zu werden.“

In Brünn erschien ein Graf von der Recke-Bolmarstein, der die Absicht hatte, in Berlin für den Krieg eine Freischar zu errichten, dabei auf Schwierigkeiten gestoßen war und sich nun vom Könige selbst die Vollmacht dazu erbitten wollte. Ob er überhaupt vorgelassen wurde, erfahren wir nicht, bezweifeln es aber, da er im Freischärlerkostüm, mit Revolvern im Gürtel und sonst mit allem „vollstümlichen Zubehör“ ausgestattet erschien. Sicher ist, daß der König „offenbar nicht geneigt war, dergleichen zu gestatten. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, wo der Graf denn die Leute für ein solches Korps hernehmen wolle, und betonte bei dieser Gelegenheit, anscheinend mit besondrer Genugthuung, daß die gänzliche Abwesenheit aller Freiwilligkeit, aller Begeisterung und aller abnormen Formationen ein charakteristisches Zeichen dieses Krieges und der Vorbereitungen dazu sei. Weder Turner-, Schützen- und Sängers- noch Handwerkervereine hätten sich zu Freischaren zusammengethan; im Gegenteile, man hätte Petitionen um Erhaltung des Friedens unterschrieben, Es wäre das Verdienst der preussischen Heeresorganisation, daß jeder Freiwilligkeit, jedem anerkanntswerten guten Willen schon im voraus der richtige Platz im Heere angewiesen und vorbereitet sei. . . Gerade in der unleugbaren Erscheinung, daß das Gefühl der Pflicht in ganz Preußen so fest wurzele, daß trotz allgemeiner Unlust sich ein solches Heer ohne Lärm und Gesang, ohne Gedichte und Reden habe aufstellen lassen, beruhe die Kraft des

Staates. Kein Strohfeuer eines gelegentlichen guten Willens habe man gebraucht, sondern Pflichttreue, Ausdauer und Zucht, und alles das habe sich in diesem Kriege bewährt u. s. w.

Erstaunlich war die Ruhe, welche der König sich inmitten der in Nikolsburg beginnenden Friedensverhandlungen bewahrte. „Während in den verschiedenen Kreisen des Hauptquartiers alles in Unruhe durcheinander wirbelte, Projekte, Nachrichten und Vermutungen einander jagten und namentlich durch den Siegesjubel aus der Hauptstadt sich schon ein gewisser Übermut zeigte, blieb er anscheinend ohne alle Erregung, immer das Ganze im Auge behaltend, sich nicht jedem Eindrucke hingebend, obgleich Günstiges wie Ungünstiges ihn doch am tiefsten berühren mußte.“

Wieder nach Berlin zurückgekehrt, rief der König eines Tages, am 25. August, Schneider, als er ihn verlassen hatte und in die Bibliothek gegangen war, wieder in sein Arbeitszimmer und sagte: „Ich habe noch einen Auftrag für Sie, den ich schon seit meiner Heimkehr mit mir herumtrage, für den ich aber nicht die rechte Form finden konnte. Es ist mir unter all dem Jubel und der Anerkennung ungemein peinlich . . . daß in der jetzigen Zeit gar nicht daran gedacht wird, wie mein Bruder das alles, was gegenwärtig errungen worden ist, auch schon gewollt und erstrebt hat. Wäre die rohe Hand des Aufruhrs nicht dazwischen gefahren, so würde mir vielleicht wenig zu thun übrig geblieben sein. Das müssen Sie den Leuten sagen, gerade jetzt sagen, damit sie nicht veressen, was sie meinem Bruder schuldig sind.“ Wir glauben es Schneider gern, wenn er versichert: „Selten ist mir eine Arbeit so schwer geworden wie diese.“ Er leistete sie indes, und sogar in zwei Zeitartikeln, einem beim Onkel Spener und einem in der Kreuzzeitung.

Wir machen noch darauf aufmerksam, daß der erste Band des Werkes gegen den Schluß hin vier interessante Schriftstücke bringt, die bisher noch nicht veröffentlicht waren: einen Brief des Kölner Erzbischofs Melchers und einen des bekannten Ministers a. D. v. Bethmann-Hollweg, beide kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 an den König gerichtet und beide gegen diesen Krieg, der zweite auch voll bitterer Anklagen Bismarcks, dann die Antworten des Königs darauf. Wir haben hier nicht Raum, sie ganz mitteilen, und ein Auszug würde ihnen ihr Kolorit nehmen.

Auch in Betreff dessen, was der Verfasser über seine Erlebnisse und Beobachtungen im Verlaufe des Feldzuges in Frankreich mitteilt, müssen wir uns kurz fassen und auf das Buch selbst verweisen. Doch wollen wir folgendes herausgreifen. Nach Schneider hätte der König am Abende der Schlacht bei Sedan zu Bismarck gesagt: „Dieses welthistorische Ereignis, fürchte ich, bringt uns den Frieden noch nicht.“ Unseres Wissens nahm er bei dieser Gelegenheit das gerade Gegenteil an, und der Bundeskanzler erlaubte sich eine andre Meinung auszusprechen. In Reims kam es zu einem Konflikte zwischen Bismarck und den Militärs, wobei der König sich auf die Seite der Letztern gestellt zu

haben scheint. Der Maire von Reims hatte auf die Nachricht von den Vorgängen, die am 4. September in Paris stattgefunden hatten, sein Amt niedergelegt, zugleich aber eine Kommission aus zehn Mitgliedern des Stadtrates eingesetzt, die unter seinem Vorsitz die Verwaltung fortführen sollte. Das sah, als es von den dortigen Blättern veröffentlicht wurde, wie eine Anerkennung der in Paris ausgerufenen Republik aus und konnte für andre Städte in den besetzten Teilen Frankreichs Anlaß werden, ähnlich zu verfahren. Bismarck befohl deshalb Stieber, dem Direktor der Feldpolizei, dagegen einzuschreiten, und das geschah, indem Stieber dem Maire erklärte, die Ereignisse in Paris gingen ihn nichts an. Im Generalstabe nahm man das sehr übel, indem man hier der Ansicht war, dergleichen Maßregeln dürften nur vom militärischen Oberkommando verfügt werden, und keine nicht militärische Behörde oder Person sei befugt, selbständig in den Gang der Dinge einzugreifen. Als Schneider am nächsten Morgen dem Könige von dem Vorgehen gegen den Maire, wobei er als Dolmetscher und Protokollführer gedient hatte, erzählte, fragte ihn der König, ob ihn der Bundeskanzler oder Stieber dazu aufgefordert habe, und als er antwortete, der letztere, von dem ihm jedoch bekannt sei, daß er stets im Auftrage des Kanzlers handle, äußerte er nur ein „Hm!“ Die Sache wurde damals von den Militärs und den Beamten Bismarcks vielfach und ungenirt besprochen. „Im Generalstabe schien man die Anwesenheit des Bundeskanzlers im Hauptquartiere, in täglicher Berührung mit dem königlichen Oberfeldherrn und sogar beim Generalsvortrage, nicht allein für überflüssig, sondern sogar für hinderlich zu halten. Es spreche sich das, so behauptete man, schon in der offiziellen Visite des großen Hauptquartiers aus, wo das gesamte Bundeskanzleramt unter der Rubrik »Außerdem« verzeichnet sei. In der That könne ein fortwauernder politischer Beirat die Kraft und Schnelligkeit der militärischen Aktion nur hemmen und dem raschen Entschlusse durch langsames Erwägen die Spitze abbrechen. Habe Politik und Diplomatie einmal erklärt, nicht weiter zu können, und dem Kriege die Entscheidung überlassen, so müsse ihre jeden Schritt begleitende Einwirkung auch aufhören. Der Soldat habe nur die Aufgabe, den Feind zu überwinden und ihn so gebunden der nun wieder eintretenden politischen Aktion zu Füßen zu legen, daß diese nach ihren Interessen mit ihm schalten könne. . . . Im Bundeskanzleramte hieß es dagegen, der Krieg sei doch nie Selbstzweck, sondern nur eins der Mittel für die Politik, dürfe sich also ihrer Leitung nicht entziehen. Sei er vorüber, so stecke der Soldat den Degen ein, die Orden vor die Brust, die Dotation in die Tasche, und der Generalstab habe nur noch die Aufgabe, sich für den nächsten Krieg vorzubereiten. Die Politik aber überdauere den Krieg, sie müsse mit dem überwundenen Nachbar weiter leben, aus dem gedemüthigten werde sehr bald wieder ein gleichberechtigter Faktor in der Familie der Staaten, und die Politik könne sich durch den Krieg keine Verantwortlichkeiten aufbürden lassen, bei deren Herbeiführung sie

nicht gehört worden sei. . . . Beide Parteien hatten von ihrem Standpunkte aus unstreitig recht, und so lange sie Hand in Hand gingen [wie es Bismarck wollte], wirkten sie vortrefflich. Wie peinlich aber mußte die Lage des Entscheidenden werden, hier also des Königs, wenn sie in Konflikt mit einander gerieten.“ Wir fügen hinzu, daß der Kanzler sich von da ab längere Zeit von den Generalsvorträgen fernhielt, und daß später, in Versailles, wieder ein Streit zwischen ihm und dem Generalstabe ausbrach, der ihm ein Abschiedsgesuch nahe legte, da der König dabei nicht für ihn Partei nehmen wollte.

Am 3. März 1871, dem Tage der großen Parade der preußischen Garde und eines Teiles der bairischen Truppen, die im Bois de Boulogne stattfand und dem Einmarsche in Paris voranging, schien der Kaiser sehr bewegt darüber, daß die Dinge sich so ganz anders gestaltet hatten, als er mit Vorliebe bedacht [das soll vermutlich heißen, daß Bismarck aus Gründen weiser Politik auf eine Besetzung nur eines Teiles von Paris, die überdies nur einige Tage dauern sollte, eingegangen war, während der König und das Heer mehr gewünscht und gehofft hatten], und äußerte, als ihm ein Pariser Blatt vorgelegt wurde, das dem Unvermeidlichen gegenüber zur Vernunft und Ruhe riet und die Hoffnung aussprach, es werde nichts geschehen, was den Zorn der Preußen reizen könnte: „Das habe ich ja immer gesagt, daß es so kommen und nicht das Geringste geschehen würde. Gott verzeihe denen, die es anders gemacht haben, als ich gewollt.“ Über die abscheuliche Gemeinheit und den Blutdurst, der sich in dem ultraradikalen Blatte *Le Père Duchesne* aussprach, war der Kaiser empört und meinte: „Wenn das so fortgeht, werden die Franzosen bald wünschen, daß wir noch in den Forts wären.“ Von der bevorstehenden Parade sagte er: „Es wird heute das erste mal sein, daß ich das ganze Gardekorps mit seiner Landwehr beisammen sehe. Während meiner langen Dienstzeit hat sich das nie so treffen wollen, und ich freue mich sehr auf den Anblick, der gewiß auch auf die Truppe selbst einen großen Eindruck machen wird.“ Dann sprach er von seiner baldigen Abreise, aber auch von vorheriger Besichtigung der sächsischen und württembergischen Truppen auf der Ostseite von Paris, da diese ja durch die „neuen Arrangements“ [Bismarcks] um den Einmarsch in die Hauptstadt gekommen wären, und er ihnen doch seinen Dank aussprechen müsse.

Am 4. früh bat Schneider den Kaiser, ihm den Inhalt der Anrede, die er nach Beendigung der Parade an die Generale und Stabsoffiziere gerichtet hatte, zu diktieren, da es wünschenswert sei, daß man ihn genau und bald in der gesamten Armee erführe, und dabei kam es zu einem charakteristischen Vorgange. „Der Kaiser war sogleich damit einverstanden — erzählt Schneider —, und diktierte mir wie gewöhnlich rasch aus dem Gedächtnisse, sodaß ich nur einzelne Worte und Sätze notiren konnte, deren Zusammenstellung er mir dann überließ. Der Schluß lautete nach dem Diktat: »Vergessen wir aber nicht, daß wir alle der Vorsehung unsern Dank schuldig sind, welche es gewollt hat, daß wir das

Werkzeug waren, um so große welthistorische Ereignisse herbeizuführen.« Da es noch früh war und genug Zeit bis zum Anfange der Vorträge übrig blieb, so ging ich in das Nebenzimmer, um sofort das Diktat ins Reine zu schreiben und es dann gleich zur Genehmigung vorzulegen. Während ich damit beschäftigt war, kamen mir Bedenken gegen die Fassung. »Die Vorsehung hat es gewollt, daß wir das Werkzeug waren.« Es schien mir nicht gerechtfertigt, daß der Mensch, und sei es auch der mächtigste, sich mit solcher Bestimmtheit für eingeweiht in den Willen der Vorsehung und für ihr Werkzeug erklärt. Ich erlaubte mir daher die Änderung: »Die Vorsehung hat es gestattet, daß wir ihr Werkzeug sein durften,« und ging ganz stolz auf meine Verbesserung in das Arbeitszimmer zurück, um mir die Genehmigung zu erbitten. Als ich an die fragliche Stelle kam, unterbrach mich der Kaiser mit den Worten: »Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt: Die Vorsehung hat es gewollt.« — »Ich hatte es auch so mit Bleistift niedergeschrieben — antwortete ich —, aber bei der Fassung kamen mir Bedenken, ob auch jeder der Leser den Gedankengang Eurer Majestät sofort richtig erkennen werde. Was die Vorsehung gewollt hat, kann der Mensch nicht wissen.« — »Glauben Sie denn — erhielt ich da zur Antwort —, daß ich die schwere Last dieses Krieges hätte tragen können, oder daß solche Erfolge möglich gewesen wären, wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß die Vorsehung gewollt und uns zu ihrem Werkzeuge ausgewählt hat? Schreiben Sie genau, wie ich es Ihnen diktirt habe.« — »Zum erstenmale stimmt meine Auffassung nicht mit der Ausdrucksweise Eurer Majestät überein«, wagte ich zu bemerken. »Ich bitte daher, Eure Majestät wollen die Gnade haben, das Wort gestattet in gewollt abzuändern und dann das ganze Schriftstück zu unterzeichnen.« — »Was das für ein Eigensinn ist! Geben Sie her. So — jetzt werden Ihre Bedenken wohl gehoben sein.« So entstand ein Dokument, welches höchst interessant ist, insofern es zeigt, daß Kaiser Wilhelm daran nichts ändern ließ, „weil er eben damit den innersten Gedanken seines Herzens aussprechen wollte: Nicht uns, nicht uns! Ihm allein die Ehre!“



Die landwirtschaftliche Notlage.



In einer ernsten Zeit, wie es die unsrige ist, dürfte es auch wohl dem, der nicht gewohnt ist, mit der Feder im Dienste der Öffentlichkeit zu arbeiten, gestattet sein, sein Scherflein beizutragen, wenn es darauf ankommt, eine Notlage und deren mögliche Abhilfe zu erörtern. Ich stehe an der Grenze des Lebens, wo man für seine Person nicht mehr vorwärts, sondern rückwärts sieht, wo man mit